China-EU-Gipfel

Die rosigen Zeiten sind vorbei

KATRIN BÜCHENBACHER

Es sagt viel über den Zustand von Beziehungen aus, wenn schon das blosse Gespräch als Erfolg eines Gipfels gilt. So niedrig waren die Erwartungen an das Treffen zwischen der EU und China, am Donnerstag in Peking. EU-Vertreter reisten dorthin, um Chinas Partei- und Staatschef Xi Jinping persönlich zu treffen – denn nach Europa wollte er nicht kommen.

Der Gipfel hat ein gemeinsames Statement zum Klima hervorgebracht, Lächeln, Händeschütteln und einen Satz: Die Beziehungen zwischen der EU und China stehen an einem Wendepunkt. Die EU-Kommissions-Präsidentin Ursula von der Leyen und Xi Jinping waren sich diesbezüglich einig. Dort, wo es weh tut, war offenbar noch keine der beiden Seiten bereit, einen Schritt auf die andere zuzugehen. Weder bei Putins Krieg gegen die Ukraine noch beim gegenseitigen Marktzugang noch bei Exportkontrollen gab es konkrete Fortschritte in den Verhandlungen.

50 Jahre sind seit der Aufnahme der bilateralen Beziehungen zwischen der EU und China vergangen, und die Differenzen mehren sich. Bis vor wenigen Jahren lief es gut für beide Seiten: Die europäische Wirtschaft profitierte von der Zusammenarbeit, die chinesische auch. Das half, über vieles hinwegzusehen. Diese rosigen Zeiten sind vorbei. Die europäische Wirtschaft spürt den Konkurrenzdruck aus China und kämpft um faire Bedingungen im chinesischen Markt. Die EU hat Sanktionen verhängt gegen chinesische Firmen und Funktionäre wegen Menschenrechtsverletzungen im Zusammenhang mit den Uiguren in Xinjiang und der indirekten Unterstützung von Russlands Krieg – das wäre noch vor wenigen Jahren undenkbar gewesen. Und China hat gezeigt, dass es den Export von seltenen Erden als Waffe einsetzt – auch gegen Europa.

Beide Seiten hegen Illusionen. Chinas Regierung denkt, die unsicheren transatlantischen Beziehungen unter Trump trieben die EU in seine Arme. Nachdem China im Mai eine erste Zollvereinbarung mit den USA erzielt hatte, trat es gegenüber der EU plötzlich härter auf. China war offenbar der Auffassung, dass die EU unter dem Druck der drohenden US-Zölle zu Konzessionen bereit sei. Konkret wollte China, dass die Strafzölle gegen Elektroautos fallen und die Technologie-Exportkontrollen gelockert werden. Als dies nicht geschah, erhöhte Peking den Druck.

Doch die EU ist kein Spielball der Grossmächte. Peking unterschätzt die Fähigkeit der EU, gleichzeitig Handelskonflikte mit den USA sowie China anzugehen – unabhängig voneinander. Das Vertrauen Europas in die USA ist zwar geschwächt, aber es ist nicht irreparabel beschädigt. Trump bleibt nicht ewig Präsident der USA, die geteilten Werte und Interessen bleiben bestehen. Der EU fehlt es ebenfalls an der Fähigkeit, sich in die strategische Lage Chinas hineinzuversetzen. Drei Jahre nach dem Beginn von Putins Ukraine-Krieg und angesichts wachsender, unaufhörlicher und unverhohlener chinesischer Unterstützung glauben EU-Vertreter wie Ursula von der Leyen noch immer daran, dass China bewegt werden könne, weniger Dual-Use-Güter nach Russland zu exportieren oder Russland an den Verhandlungstisch zu bringen, um einem Waffenstillstand zuzustimmen.

> Peking unterschätzt die Fähigkeit der EU, gleichzeitig Handelskonflikte mit den USA sowie China anzugehen – unabhängig voneinander.

Dabei hat es der chinesische Ministerpräsident Wang Yi gegenüber der EU-Aussenbeauftragten Kaja Kallas offen gesagt: China hat kein Interesse daran, dass Putin diesen Krieg verliert. China weiss sehr wohl, dass die grösste Belastung für die Beziehungen zur EU seine Unterstützung für Russland ist, denn der Krieg bedroht die Sicherheit Europas. Was die EU ignoriert, ist, dass ein geschwächtes, instabiles oder gar zerfallendes Russland nach einer Niederlage im Krieg im Umkehrschluss ein Sicherheitsrisiko für China wäre. Immerhin teilt China mit Russland eine Grenze von über 4000 Kilometern, die beiden Länder sind direkte Nachbarn. Und China würde einen geopolitischen wie wirtschaftlichen Partner verlieren.

Solche Illusionen werden in den nächsten Wochen und Monaten platzen. Die Beziehungen zwischen der EU und China sind konfliktreicher und weniger produktiv geworden, darüber können Lächeln, Händeschütteln und schöne Worte nicht hinwegtäuschen.

Enttäuschende Halbjahreszahlen

Nestlé ist von einem Neuanfang weit entfernt

JANIQUE WEDER

Auch ein Chef kann sich irren. Im Mai gab Laurent Freixe, Gruppenchef von Nestlé, der NZZ ein Interview. Er zeigte sich darin bemerkenswert selbstsicher. Zur Entwicklung des Aktienkurses sagte er: «Manche bereuen es angeblich bereits, dass sie auf dem Tiefstand vor einigen Monaten keine Aktien gekauft haben. Sie wetteten damals auf einen weiteren Rückgang. Doch andere haben verstanden, dass es wieder aufwärtsgeht.»

Seit diesem Interview hat die Aktie nur eine Richtung eingeschlagen: nach unten. Allein am Donnerstag verlor sie vorübergehend mehr als 5 Prozent. Der Kurs fiel auf knapp 73 Franken, den tiefsten Stand seit 2018. Auslöser war die Präsentation der Halbjahreszahlen. Zwar ist Nestlé gewachsen, doch dieses Wachstum stützt sich fast vollständig auf Preiserhöhungen. Das passte den Investoren nicht: Sie straften das Papier hart ab.

Dabei hat Nestlé seit dem grossen Knall vor einem Jahr einiges in Bewegung gesetzt. Auch damals war es eine enttäuschende Halbjahresbilanz gewesen, die einen Monat später zum Rauswurf des CEO Mark Schneider führte. Er hatte sich mit zahlreichen Umstrukturierungen verkalkuliert und Anteile in wichtigen Märkten verloren. Der Aktienkurs fiel daraufhin unter 90 Franken. Damals war das ein Desaster. Heute gäbe es dafür Applaus.

Auf Schneider folgte Freixe. Zuvor war bereits die Finanzchefin ausgewechselt worden. Diesen Frühling dann musste in der wichtigsten Region Amerika der Chef gehen, seit kurzem hat auch China eine neue Leitung. Selbst Verwaltungsratspräsident Paul Bulcke kündigte seinen Rücktritt an. Das sind viele personelle Wechsel auf höchster Ebene. An Aktionismus mangelt es Nestlé also nicht. An sichtbarem Fortschritt allerdings schon. Der Konzern wirkt mitunter seltsam selbstgenügsam. Seit Freixes Amtsantritt scheint sich der Eindruck durchgesetzt zu haben, nun alles richtig zu machen. Die Strategie sei einfach und überzeugend, heisst es. Wenn es überhaupt ein Problem gebe, dann beim Markt: Der habe schlicht noch nicht verstanden, worum es Nestlé in Zukunft gehe. Vielleicht ist das so. Vielleicht hat tatsächlich niemand so recht durchschaut, was es mit Freixes vielzitiertem «virtuous circle» oder den sechs «big bets» auf sich hat. Vielleicht liegt das aber auch daran, dass hinter diesen Schlagworten bis jetzt wenig Greifbares steht.

Dabei ist das Dilemma von Freixe durchaus nachvollziehbar. Sein Vorgänger ist mit visionären, aber letztlich wirkungslosen Experimenten wie veganem Thunfisch gescheitert. Daraus zieht der neue CEO die Lehre, lieber auf Bewährtes zu setzen. Er konzentriert sich auf altgediente Marken und frischt diese etwas auf. Nescafé gibt es nun als Konzentrat, Maggi für den Airfryer, und das Katzenfutter ist neu pyramidenförmig. Das ist solide, aber mutlos. Ob es reichen wird, um zu alter Stärke zurückzufinden?

> Nescafé gibt es nun als Konzentrat, Maggi für den Airfryer, und das Katzenfutter ist neu pyramidenförmig. Das ist solide, aber mutlos.

Denn die Herausforderungen sind gross. Die Lebensmittelbranche ist im Umbruch. Die Bedürfnisse der Konsumentinnen und Konsumenten sind für einen globalen Konzern wie Nestlé fragmentierter denn je. In Afrika boomen Suppenwürfel, in Lateinamerika laufen Schokoriegel. In den westlichen Märkten setzen die Menschen zunehmend auf Proteine oder verändern ihr Essverhalten gleich grundlegend, weil sie sich Ozempic spritzen. Hinzu kommt die angespannte Weltlage. Zölle und Handelshemmnisse führen zu Unsicherheit. Die Konsumenten halten sich zurück, und der schwache Dollar drückt auf die in Franken ausgewiesenen Gewinne. Nestlé steht mit diesen Problemen nicht allein da.

Doch es gibt einen Unterschied. Nestlé muss neben alldem auch das verlorengegangene Vertrauen zurückgewinnen. Und die Zeit drängt. Die Schonfrist für Laurent Freixe läuft ab. Es bleibt zu hoffen, dass sich der CEO von seiner Vergangenheitsfixierung lösen kann. Nestlé ist eines der wertvollsten Unternehmen der Schweiz – und zu bedeutend, um an der eigenen Ideenlosigkeit zu scheitern.

«Studentinnen-Studie»

Ein Testfall für die Meinungsfreiheit an Universitäten

KATHARINA FONTANA

«Die meisten Studentinnen wollen lieber einen reichen Mann als selbst Karriere machen»: Unter diesem Titel berichtete die «Sonntags-Zeitung» vor zwei Jahren über eine Studie der Wissenschafterinnen Margit Osterloh und Katja Rost und löste damit einen Empörungssturm aus, der Wochen anhielt. Im akademisch-feministischen Milieu herrschte Fassungslosigkeit, denn die Untersuchung widersprach so ziemlich allem, was seit langem an Glaubenssätzen über die Diskriminierung von Frauen herumgeboten wird. Osterloh und Rost entlarvten das Dogma der benachteiligten Akademikerin nicht nur als hohl, sie vertraten ihre Studie auch standhaft und verteidigten sich gegenüber der auf sie einprasselnden Kritik. Die «Studentinnen-Studie» wurde damit zum Testfall dafür, wie es heute um die Meinungs- und Forschungsfreiheit an den Schweizer Universitäten steht.

Dabei waren die Erkenntnisse von Osterloh und Rost nicht wirklich überraschend. Ihre Untersuchung bestätigte in den Grundzügen das, was andere Umfragen zuvor gezeigt hatten und was sich nicht zuletzt in der Gesellschaft widerspiegelt: Frauen und Männer haben bezüglich Karriere und Familie in der Tendenz unterschiedliche Präferenzen, auch im akademischen Bereich. Je höher der Frauenanteil in einem Studiengang, desto höher die Familien- und desto schwächer die Karriereorientierung. Studentinnen bevorzugen häufiger als Studenten einen Partner mit mehr Einkommen.

Man muss diese Ergebnisse nicht gut finden. Doch man sollte sie nicht einfach leugnen. Der Shitstorm, den die Untersuchung auslöste, wollte aber genau das. Professorinnen kritisierten die Studie als manipulativ. Aktivistinnen unterstellten den Autorinnen eine verdächtige politische Einstellung. Politikerinnen bezeichneten die beiden, die in ihrer Laufbahn viel für die Frauenförderung geleistet haben, als Verbündete des Patriarchats. Studentenverbände forderten die Universität auf, sich vom «unverantwortlichen Vorgehen» der zwei Frauen und von ihren Interviewaussagen zu distanzieren. Es gab Protestschreiben und Petitionen gegen Medienhäuser, die angeblich «falsch» über die Studie berichtet hätten (darunter die NZZ).

Die Kritikerinnen – es sind fast nur Frauen – aus dem akademischen Bereich haben sich mit ihrer Aktion keinen Dienst erwiesen. Einige von ihnen fürchteten offenbar um das internationale Renommee der Universität Zürich und der ETH. Der Zorn dürfte auch daher rühren, dass die «Studentinnen-Studie» den Sinn der zahlreichen Massnahmen für Frauenförderung, die heute an den Universitäten – und nicht nur dort – ergriffen werden, infrage stellt. Mit ihrer heftigen Abwehr haben die Gegnerinnen bewiesen, wie wenig Toleranz sie gegenüber konträren Ansichten haben und wie gnadenlos unliebsame Stimmen ausgegrenzt werden, wenn Eigeninteressen im Spiel sind. Geht es um Gleichstellung, gilt Forschungsfreiheit offenbar wenig, Homogenität im Denken und Geschlossenheit nach aussen dagegen alles.

> Geht es um Gleichstellung, gilt Forschungsfreiheit offenbar wenig, Homogenität im Denken und Geschlossenheit nach aussen dagegen alles.

Doch der Fall von Osterloh und Rost hat, aus heutiger Sicht, auch positive Seiten. Ihre Arbeit wurde gerade erst in einer akademischen Fachzeitschrift veröffentlicht, die Wissenschaftlichkeit und die Methodik der Studie sind nun offiziell anerkannt. Die Hartnäckigkeit hat sich also gelohnt. Die beiden konnten auf den Rückhalt durch die Zürcher Universitätsleitung zählen, was viel wert ist. Sie wurden in der Öffentlichkeit nicht «gecancelt», sondern sind weiterhin als Wissenschafterinnen und Gesprächspartnerinnen gefragt. Und nicht zuletzt ist es ihnen gelungen, die abgehoben-ideologische Gleichstellungsdebatte auf den Boden der Realität zu bringen. Das war überfällig. Und ruft nach weiteren Studien.